

Memorandum meines Lebens.

Sechzehntes Buch.

Vom 1. Januar 1818 bis zum 3. April, meiner Abreise nach Würzburg.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„Nullius addictus jurare in verba magistri.“

Horatius¹⁾.

¹⁾ Ep. I, 1, 14.

1. Januar 1818. München.

Wenn die Stimmung des ersten Tages im Jahr, wie es heißt, auf die folgenden einfließt, so habe ich nichts Erfreuliches zu hoffen, und wenn es Sitte derer ist, die Journale führen, an diesem Tage Betrachtungen anzustellen, so sind es abermals nicht die erfreulichsten, die mir entgegenkommen. In der That war ich heute in recht düsterer Laune, und alle wilden Pläne und Ideen, die mir jemals der Lebensüberdruß eingab, gingen an mir vorüber.

Ich habe mir angewöhnt, mich von drei Seiten zu betrachten. Zuerst als Mensch. Wieviel bleibt mir hier noch zu meiner moralischen und geselligen Bildung zu thun übrig! Daß ich nicht mit mir selbst, über mein Betragen unter den Leuten, zufrieden sein kann, davon legte der gestrige Abend wieder einen kleinen Beweis ab. Es ist, bei Gott, ein schlechter Trost und ein schweres Unternehmen, sein Heil gänzlich in völliger Zurückgezogenheit zu suchen. In jedem Falle ist es ein Fehltritt, zu diesem letzten Mittel zu greifen. Und welche Früchte erntete ich denn von meiner Einsamkeit und Menschen scheu? Hat die Wissenschaft gewonnen, was die Kunst des Umgangs einbüßte? Ich denke kaum. Jede Fähigkeit ausbilden, nach allen Seiten sich vollenden, dies soll der Mensch.

Seh ich mich als Staatsdiener, so verschlimmern sich die Aspekte noch mehr. Mein Geschäft wird mir fast unendlich. Diese wiederholten kleinlichen Erniedrigungen drücken mich ganz zur Erde. Es fehlt mir zu viel zu einem vollkommenen Offiziere. Umsonst versuchte ich, dies Joch abzuschütteln und mich den Studien in die Arme zu werfen. Das Schicksal versagt mir diesen Ausweg. Nun steht abermals der Gedanke an Amerika¹⁾ lebhaft vor mir; aber er hat in Jahresfrist nicht an

¹⁾ Siehe Band I, S. 711, 720, 726 ff.

Deutlichkeit und Bestimmtheit gewonnen. Uebrigens, da ich in meiner jetzigen Lage durchaus nicht verharren will, so bleibt er mir als einzig mögliche Rettung immer willkommen. Ist es nicht schmerzlich, daß oft von so geringen Umständen die ganze Zukunft eines Menschen abhängt? Jedem friedlichen Glücke und jeder schmeichlerisch stolzen Hoffnung entsage ich, wenn ich jenseits des Meeres meine Bestimmung suche. Doch scheint es mir, daß jedwedes Aeußerste einen Reiz mit sich führe, der die Gefahr vergessen macht, und so läßt sich alles entschlossener verlieren, als ein geringes Etwas.

Wäre es mir erlaubt, mich noch unter einem dritten Titel anzuführen? Obgleich ich vor anderen niemals für einen Poeten gehalten sein will, so muß ich doch hier diesen Namen borgen, um mein schriftstellerisches Streben zu bezeichnen. Wahres, reiches Talent gehört wohl nicht zu meinem Anteiile. Viele Lektüre gab meinem Geschmack einen gewissen Grad von Ausbildung, und Uebung erwarb mir Fertigkeit im Versbau. Weiter erstreckt sich mein dichterisches Genie wohl nicht. Es ist eigentlich Geisteschwäche, daß ich diesem Gange noch zuweilen nachfolge. Was habe ich denn für mein Alter geleistet, wenn ich denke, daß Tasso im zwanzigsten Jahre seine „Jerusalemme“ anfang, wenn ich die Verse Ovids lese:

„Carmina cum primum populo juvenilia legi,
Barba resecta mihi bisve, semelve fuit“¹⁾.

Diesen Morgen begegnete ich Hauptmann Weishaupt mit Brand. Er lud mich zu sich ein und sagte mir, daß er meinen „Sieg der Gläubigen“ gelesen hätte, und daß die Gefinnungen seinen Beifall hätten, die ich dem Reher in den Mund legte.

3. Januar 1818. München.

Von jeher war ich Freund von Formeln, da ich wenig improvisatorische Beredsamkeit inne habe; besonders liebte ich dergleichen für Gebete, obschon ich vermute, daß dies von Beschränktheit des Geistes zeugt. Eine solche Gebetsnorm kommt schon im siebenten Buche vor. Ich dachte sie einst in Versen aus, um sie leichter zu behalten. Im Frühling 1816 schrieb ich jene ganze Reihe von Betrachtungen²⁾ für die Wochentage, in Jamben. Doch schienen mir diese zu weitläufig

¹⁾ Tristium IV, 10, 57.

²⁾ Siehe Band I, S. 528 ff.; vgl. S. 327.

und veralteten. Als ich gestern nach Mitternacht von der Ronde heimkam, setzte ich, so bündig als möglich, eine Gebetsformel von zwölf Versen zusammen, die alles enthält, was ich bittend an die waltende Vorsehung richten kann. Ich schiebe sie hier ein. Von poetischem Werte kann hier auch nicht im mindesten die Rede sein. Doch dienen sie zur Bezeichnung meiner jetzigen Seelenlage.

Glaube gieb, o Gott, mir und Vertrauen,
Und zur Tugendregung Willenskraft,
Stets des Wissens Felber mach mich bauen,
Nimm in Schutz, was meine Feder schafft.

Laß fürs Vaterland mich froh bemühen,
Allen Menschen hilfreich sein und gut;
Laß den Körper in Gesundheit blühen,
Und der Seele schenke Lebensmut.

Alle, die dies Herz gewonnen haben,
Sei'n durch lange Segnungen erfreut;
Herr, empfang' Dank für deine Gaben
Und behüte morgen mich wie heut.

Mag man es Schicksal oder Vorsicht nennen, genug, es ist eine Macht, die auch unmittelbar in das menschliche Leben eingreift.

5. Januar 1818. München.

Lektüre:

„Neden an das deutsche Volk“ von Fichte ¹⁾.

Diese Neden wurden im Winter 1808 zu Berlin gehalten mit einer Freimütigkeit, die der damaligen Zeit unerhört war. Durchbrungen vom Werte der deutschen Nation, die schon durch ihre Sprache zu einem Grade von Kultur gelangen kann, der anderen Völkern unmöglich ist, weil sie ihr früheres ursprüngliches Idiom, das aus ihrer Entwicklung, aus ihrem innersten Leben hervorging, wegwarfen und dafür die römischen Töne annahmen, die sie verschlechterten, statt sie mehr auszubilden — vom Werte der Deutschen, sage ich, von denen durch die Reformation die Aufklärung über Europa ausging (er nennt diese Reformation die große Weltthat der Deutschen), die immer mit dem Siegel der Gerechtigkeitsliebe bezeichnet waren, und allein nicht teilnahmen an der barbarischen Unterjochung der Völker anderer Erdteile — davon durchbrungen, kann er nur mit dem äußersten Unwillen die Erniedrigung seines Volkes betrachten, welches durch egoistische Trägheit so weit gekommen, daß diese letztere von selbst sich aufhob, indem die Deutschen gezwungen wurden, thätig zu sein; aber für fremdes Interesse, weil sie es für das eigene nicht sein wollten. Einem solchen Volke kann nicht mehr durch Waffen geholfen werden; denn, sagt er, was sie

¹⁾ „Neden an die deutsche Nation“, Berlin 1808.

kraftbelebt nicht vermochten, werden sie es entkräftet thun? Nicht mehr die Triebfedern von Furcht und Hoffnung können angewandt werden; denn diese wirken wider sie, nicht für sie. Ein edleres Prinzip also müßte man aufstellen, das Wohlgefallen am Guten, den Abscheu vor dem Schlimmen. Aber um dies zur lebendigen Begeisterung zu steigern, giebt es nur ein Mittel — die Erziehung. Eine Erziehung jedoch müßte es sein, die sich nicht leidend verhält, nicht, wie es jetzt geschieht, das Wichtigste dem Zufall überlassen muß, sondern eine solche, die dafür haften könnte, gute Menschen und Bürger zu bilden. Die deutsche Jugend müßte vom lasterhaften Beispiele der Erwachsenen aufs sorgfältigste entfernt werden; ihre Erziehungshäuser müßten einen kleinen Staat bilden, der ihnen das Vorbild eines größeren und vollkommenen gäbe. Die Zöglinge müßten teilweise in allen Gewerben unterrichtet werden. Sie müßten lernen, nicht um sich einst einen Platz zu verschaffen, sondern weil sie Menschen sind und nützliche Staatsbürger werden sollen. Sie würden gewöhnt werden, ihrer geistigen Natur die unfehlbare Oberhand über die sinnliche zu geben. Alles würde von klarer Anschauung ausgehen. Die Wissenschaften würden nicht mehr Gedächtnisfache sein, sondern der Zögling würde vermocht, dieselbe stufenweise selbstthätig aus sich zu entwickeln und zu seinem unentreibbaren Eigentum zu machen. Im ganzen würde man der Pestalozzischen Methode folgen.

Dies ungefähr entwickelt der redliche Fichte in jenen Vorlesungen mit philosophischer Gewandtheit und patriotischem Eifer; dies legt er seinen Zuhörern ans Herz mit edler Beredsamkeit, die besonders aus der letzten Rede hervorblickt; dies endlich blieb leider — ein Traum! Doch wurde das deutsche Volk durch Eintracht von fremder Tyrannei befreit.

6. Januar 1818. München.

Mein „Sieg der Gläubigen“ ist bereits vor ein größeres Publikum gelangt, als mir lieb sein kann. Lüder theilte es außer dem Hauptmann Weishaupt auch noch Brand und dem Major Bauer mit; aber dieser war unachtsam genug, mit dem Adjutanten des Feldmarschalls davon zu sprechen, er gab es diesem auch noch zu lesen, da ich es ihm gestern noch einmal schicken mußte. Es hat sehr großen Beifall bei ihm gefunden. Nunmehr ist es aber sehr gewagt, es drucken zu lassen, da mein Name schon Personen bekannt ist, auf deren Verschwiegenheit ich mich nicht verlassen kann. Lüder redete schon mit dem Buchhändler Stein aus Nürnberg; dieser will es aber in keinem Falle verlegen; doch läßt er sich darauf ein, es nach Sachsen zu schicken. Auch Nathan Schlichtegroll hatte es bereits in Händen. Er schrieb mir, es zurücksendend, daß er mit Materie und Form vollkommen zufrieden sei und mir nur Vorsicht anrate. Ich brachte es auch zu Dall'Armi, der am Katarrhieber niederliegt, und las es ihm vor. Er jedoch, obgleich aufgeklärter Katholik und

Gegner des Konfordsats, fand es gleichwohl viel zu stark und konnte es nicht billigen. Hier gilt, was Lessing sagt:

„Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten“ ¹⁾.

Anders aber wurde es von Frau von Schaden und ihren Töchtern aufgenommen, denen ich es heute nachmittag vorlas. Ich war gerade in heiterer Stimmung und traf den rechten Ton des Gedichts so ziemlich, so daß sie kaum aufhörten zu lachen und mich mit Lobsprüchen sowohl der satirischen, als der pathetischen Stellen wegen überhäuften. Ich bin immer noch der Meinung, es drucken zu lassen, da man mir doch nicht beweisen kann, daß ich der Verfasser bin. In Sachsen wird man keinen Anstand nehmen.

10. Januar 1818. München.

Nathan wünscht, daß ich den „Sieg der Gläubigen“ publik mache, es würde mir auch selbst angenehm sein, um ihn einigen Freunden mitzuteilen. Ich war mit Lüder bei einem Nürnberger Buchhändler, Herrn Stein, der die hiesige Messe besuchte. Er will es zwar nicht selbst drucken, doch gab er mir vier Adressen an zwei inländische und zwei fremde Buchhandlungen, an die ich schreiben könnte. Perglas hab' ich es nicht mitgeteilt, da es für jeden Katholiken ein für allemal eine zu starke Dosis ist.

Ueberhaupt kann ich mit Perglas noch immer in kein vertrauliches Verhältnis kommen, und es geht um so schlechter, wenn ich mich bemühe. Wir gehen zuweilen zusammen spazieren, reden aber wenig oder von gleichgültigen Dingen. So ging's auch heute. Später, auf der Messe, begegnete ich Hauptmann Weishaupt und machte mit ihm einige Gänge durch die Arkaden des Hofgartens. Er berührte auch wieder mein Nachspiel. Später sagte er, daß ihm Voltaire verhaßt sei, weil er alles lächerlich gemacht hätte, was die Menschen für heilig hielten. Dies war freilich auf mich gemünzt; aber schon Theognis spricht ja:

„ἀπολοῖν δ' οὐκ ὄντα πάντων ἀδελφὸν δόναται“ ²⁾.

10. Januar 1818. München.

Schriftstellerischer Eitelkeit fehlt es nicht an Ausflucht. Weishaupt klagte auch über die Seichtheit und Gehaltlosigkeit der neuen Dichter,

¹⁾ „Nathan der Weise“, Akt IV, Scene 4.

²⁾ Theognidis Elegi ed. Bekker, Lips. 1825, v. 24.

wie sich diese in den jetzigen Zeitschriften offenbart. „Wo sollen,“ sagte er, „diese unerfahrenen jungen Leute Stoff für ihre Arbeiten hernehmen, da sie nichts im Kopfe haben? Vieles selbst sehen oder vieles lesen muß der Dichter.“ Das ist nun freilich wahr und die Hauptsache.

„Verbaque provisam rem non invita sequentur“¹⁾.

Bei Gelegenheit des Essay on man, den er in einer Uebersetzung von mir verlangte, zog er auch auf diejenigen los, die sich mit Pflanzen und Steinen beschäftigen und das Studium des Menschen vernachlässigen, „ein Studium,“ sagte er, „das besonders nötig ist in unserem Stande.“

14. Januar 1818. München.

Lektüre:

„Esoterika“ von Ernst Wünsch²⁾.

Dies ist die Schrift, die mir Gruber geschickt hat. Sie enthält zwei Bändchen. Der Inbegriff läßt sich ganz ins Kurze fassen. Der erste Teil enthält etwas vom Leben des Verfassers und seinen Ideen von der Gottheit. Gott ist nichts anderes als der absolute Raum, der ewig und unendlich ist. Dieser Gedanke ist groß und tröstlich, übrigens nichts anderes, als die schon oft ausgesprochene Allgegenwart Gottes, die schon der Spruch Linnés: „Innocui vivete, Numen adest!“³⁾ so schön darstellt, den ich in meinem Nachspiele anbrachte. Diese Idee hat mich abermals innig begeistert und veranlaßte mich, an mein am Dritten dieses erwähntes Abendgebet noch folgende Strophe als Eingang zu reihen:

Wo mein Geist zu deinem mag sich heben,
Stets vernimmst du meiner Worte Hall,
Jeden Raum erfüllst du, jedes Leben,
Du bist bei mir, du bist überall.

Der zweite Teil stellt mit vieler Gelehrsamkeit dar und beweist, daß sowohl die Mosaische Erzählung vom Ursprung der Welt, als die meisten Fabeln des Alten Testaments, vornehmlich die Weissagungen auf den Messias, aus Aegypten und Chaldäa stammende Bilder und symbolische Darstellungen astronomischer Wahrheiten und Wahrnehmungen seien, und daß unter Messias und Christus bald die Sonne, bald die Saat und dergleichen mehr gemeint sei. Dieses wußten aber freilich die Propheten

¹⁾ Horat., Epist. ad Pis., v. 311.

²⁾ Vgl. Band I, S. 869.

³⁾ „Systema Naturae“ I, p. 30 (Ed. 1766), „Innocue vivito“ etc.

und Jesus selbst nicht. Das Christentum des Verfassers besteht nun aus der Verehrung der Gottheit in ihren irdischen Wohlthaten. Er feiert Weihnachten, den 25. Dezember, als die Wiederkunft der Sonne; Ostern, das Auferstehungsfest, als die Zeit des Emporkeimens der Saaten u. s. w. Uebrigens sehe ich nicht ein, warum man sich gerade einen Christen nennen muß, wenn es nur unter solchen Voraussetzungen geschehen kann. Mehrere Blößen des Christentums werden in diesem Buche aufgedeckt.

Wieland, „Horazens Briefe“¹⁾.

So sehr ich ein Freund der Horazischen Episteln bin, so kann ich doch dieser Uebersetzung keineswegs unbedingten Beifall geben. Sie verlieren mit ihrem ursprünglichen Versmaß ihr ganzes Gepräge, und die Wielandischen Jamben sind nicht zu loben. Zu loben hingegen ist die Genauigkeit und Feinheit der Uebersetzung und besonders der Fleiß, der auf die Anmerkungen und Vorberichte verwendet ist. Daß die Aufgabe an sich selbst sehr schwer ist, unterliegt keinem Zweifel.

18. Januar 1818. München.

Es hat mich gewissermaßen begeisternd ergriffen, als ich vor ein paar Tagen in einer Voltaire'schen Schrift las, daß in China das gemeine Volk zwar an Fo und seine unvernünftige Religion glaube, die Angesehenen, Besseren jedoch, durch die schöne, vernünftige Moral des Konfucius unterrichtet, die Meinungen des Pöbels bemitleiden²⁾. Wie herrlich, dachte ich, wenn es möglich wäre, eine gleiche Sitte in Deutschland einzuführen! Welch eine große Idee, ein deutscher Konfucius zu werden! Wäre sie nicht wert, sein ganzes Leben daran zu setzen? Und sollte sie unausführbar sein? Neigt man sich bei den höheren Ständen nicht fast allgemein zur natürlichen Religion? Durch philosophische Schriften ließe sich dies zwar nicht bewirken, denn sie werden zu wenig gelesen und verstanden; aber sollte nicht der einzige und beste Weg, zu diesem herrlichen Ziele zu gelangen, die Abfassung eines Lehrgedichts sein, das freilich ein Werk glühender Begeisterung und tiefen Studiums sein müßte und aller vernünftigen Männer und Schriftsteller Moralgesetze in sich vereinigen. Freilich müßte eine ganze Lebenszeit an die Ausführung eines solchen Plans gewandt werden. Mein früheres Vorhaben, ein didaktisches Gedicht über natürliche Religion zu schreiben, wachte wieder

¹⁾ Leipzig 1801 (resp. 1782 1. Aufl.).

²⁾ Essai sur les mœurs, Tome I, chap. 2, cf. Oeuvres ed Beuchot, XV, p. 279.

auf. Doch fühlte ich bald, daß ich wohl nicht der Mann des Schicksals sein möchte, und mein poetisches Talent sich nicht schmeicheln dürfte, jemals eine so hohe Stufe zu erreichen. Deshalb begnügte ich mich für jetzt, jene Ideen in den drei letzten Stansen einer Zueignung an die Freunde auszusprechen, die ich für den „Sieg der Gläubigen“ niederschrieb. Diese Verse wurden auf einem Spaziergange gemacht, vielleicht mit mehr Begeisterung, als irgend eine meiner Arbeiten. Ob diese aber ansteckend und elektrisch sei, erfuhr ich noch nicht, da selbige Stansen bis jetzt noch niemand las. Es ist nur zu gewiß, daß wir das, was kaum aus unserer Feder floß, allzugünstig beurteilen. Das Nachspiel überhaupt wurde dieser Tage ausbeffert und um viele Verse vermehrt.

21. Januar 1818. München.

Gestern war ich in einem Panorama von Paris, das hier zu sehen ist, und wirklich einen ziemlich deutlichen Begriff von einem großen Teil dieser ungeheuren, menschenwogenden Stadt giebt. Der Standpunkt ist ein Pavillon der Tuilerien. Man überblickt einen großen Teil dieses Palastes, seine Gärten, den Triumphbogen, die Place de Caroussel mit dem Louvre; auf der anderen Seite den Lauf der Seine vom Pont de la Concorde bis zum Pont Neuf. Im Hintergrunde zeigen sich die Türme von Notre-Dame und die Kuppel des Pantheons. Die Straßen sind mit alliirten Truppen gefüllt.

23. Januar 1818. München.

Für den gestrigen Abend hatte mich Frau von Schaden eingeladen, um noch einmal mein Nachspiel in Gegenwart des mittleren Herrn von Völberndorf und Drachensfels vorzulesen. Völberndorf kam mit seiner artigen Frau¹⁾. Ich las nun wirklich die Poesie samt der Zueignung nicht ohne Beifall. Ich kam bis fast zur Hälfte, als Herr von Oberkamp, ein junger Geschäftsmann, der beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt ist, und Oberlieutenant Seyfried²⁾ eintraten. Letzterer ist Adjutant bei dem General Maillot und soll, wie ich einmal

¹⁾ Siehe Band I, S. 872.

²⁾ Beide bekannt durch patriotische Dichtungen aus den Jahren 1814 und 1815. Karl von Oberkamp machte als Lieutenant im königl. bayrischen freiwilligen Jägerbataillon des Regentkreises den Feldzug 1814 mit und schrieb darauf „Des Kriegers Heimkehr“ (Regensburg 1814); A. Seyfried richtete „An den Kronprinzen von Bayern. Mannheim, 5. Juni 1815“ ein Gedicht, das sich im „Morgenblatt“ 1815 Nr. 173, 21. Juli findet.

hörte, sich viel mit Poesie beschäftigen und gute Verse schreiben. Er ist sehr gesprächig, und während der ersten halben Stunde, die er in der Gesellschaft zubachte, führte er ausschließlich und ohne Pause das Wort. Ich für meinen Teil sprach nicht mit ihm. Seine Physiognomie zieht mich nicht an. Später kam auch der junge Herr Stunz¹⁾, der Bruder Elektrinsens²⁾. Es wurde mehreres aus der Schöpfung von Haydn gesungen, auch Tiecks Lied vom Posthornschall³⁾, von Herrn Stunz sehr angenehm komponiert.

Als Bolderndorf weg war, riet Frau von Schaden Drachenfels und mir, auch scheinbar aufzubrechen, damit die beiden anderen Herren sich entfernten. So geschah es auch, und wir beide kamen wieder zurück in die Stube, wo ich dann meine Lektüre vollenden mußte. Drachenfels meinte, daß es wohl am besten sein möchte, den „Sieg der Gläubigen“ nach Altenburg an Brodthaus zu senden. Es war auch im Werke, ihn hier lithographieren zu lassen. Das würde mich zwar von der Zensur befreit haben, allein ich hätte die Kosten selbst müssen tragen, und an eine starke Verbreitung wäre nicht zu denken gewesen. Gruber, der mir schrieb, ist auch begierig, es zu lesen. Noch vergaß ich zu erwähnen, daß seit mehreren Tagen Schnizlein wieder hier ist, nicht sehr zufrieden angekommen und sich ungern von Ausbach trennend.

28. Januar 1818. München.

Es fehlt mir nicht an Stoff, um zu schreiben, und gerne würde ich mich öfter mit diesen Blättern beschäftigen, wenn nicht der Mangel an

¹⁾ Joseph Hartmann Stunz (1792—1859), Sohn des Landschaftsmalers und Lithographen Joh. Baptist Stunz, kam mit dem Vater 1808 von Straßburg nach München, wo er winters Unterricht genoß, dessen Nachfolger als Hofkapellmeister und Operndirigent er 1826 wurde. Auf der Hochzeitsreise 1819 mit Marianne Appenburg, gen. von Schaden (gest. 1878, 79 Jahre alt), schrieb er seine erste Oper für die Scala, „La Rappressaglia“, der weitere folgten. Doch waren weniger für das Theater als für die Kirchenmusik seine Kompositionen erfolgreich. Er galt schließlich als der offizielle Festkomponist Bayerns.

²⁾ Elektrine Stunz (1797—1847), die ebenso schöne als talentvolle Schwester des vorigen, bildete sich zur Malerin in Straßburg, Paris und schließlich unter Langer in München aus. Entscheidend für ihre Kunstrichtung wurde jedoch namentlich ein Aufenthalt in Rom (1821—22), wo ihr Friedrich Overbeck näher trat. Bilder dieser Schule von ihr in der Neuen Pinakothek zu München. 1823 heiratete Elektrine den Freiherrn Wilhelm von Freyberg (vgl. Band I, S. 37), dem sie vier Töchter und einen Sohn schenkte.

³⁾ Vgl. „Gedichte“ (Dresden 1821—23) I. Teil, S. 254.

Zeit wäre. Ich war heute bei Berglas und lernte mit Schmerzen erfahren, daß er noch einen guten Teil Bigotterie hat. Wir kamen zufällig auf die Mutter Gottes zu reden, eines Bildes wegen. Er erklärte sie für eine Frau von unzweifelhaft großen Verdiensten, weil sie, wie er sagte, Gott ausgewählt hätte, die Mutter seines einzigen Sohnes zu werden! Ich konnte mich nicht enthalten, mit ein paar ironischen Blasphemien herauszuplagen, die er aber für völligen Ernst hielt. Wie wenig ist das Reich der gesunden Vernunft noch ausgebreitet, wenn sogar solche Menschen noch in dergleichen Labyrinth irren! Auf wie wenige Gleichgesinnte darf man zählen, wenn man versucht, der Wahrheit das Wort zu reden!

29. Januar 1818. München.

„All fear, none aid you, and few understand —
Painful prehemience! himself to view
Above life's weakness and its comforts too!¹⁾“

Und so ist's auch. Jene Menschen sind glücklicher in ihrem Glauben. Sie haben Gewißheit, die ihnen freilich die Philosophie nicht kann geben. Zwar könnte man sich auf Goethe berufen:

„Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt“²⁾.

Wie viele Widersacher wird mein Nachspiel finden! Gestern abend las ich es Schnitzlein vor, der bei mir Thee trank. Er ist nun freilich als Protestant über den frommen Nonsens erhaben.

Mit Dall'Armi und Nathan hatte ich heute ein Gespräch über Verfassungen. Sie bewiesen mir, dem Republikaner, daß bei unseren jetzigen kombinierten Verhältnissen der Politik eine Monarchie notwendig sei, ihrer Energie wegen, nur müßte sie konstitutionell beschränkt werden.

Diesen Abend dichtete ich noch ein kleines Lied von acht Strophen in Trochäen, das ich einstweilen „An die Leichtsinnigen“³⁾ überschrieb. Es ist an jene gemeinen, indolenten Menschen gerichtet, die man für nichts Großes begeistern kann, die nur nach sinnlichem Genuße streben, die gegen das Staatsinteresse sich mehr oder minder gleichgültig bezeigen, Menschen, deren man so viele antrifft.

¹⁾ Pope, Essay on man, Ep. IV, v. 266—268.

²⁾ Gedichte, „Vier Jahreszeiten“, Nr. 49.

³⁾ Mff. Mon. Nr. 25.

30. Januar 1818. München.

Die „Poetae graeci gnomici“, die ich vor einiger Zeit in der niedlichen Schäferschen Ausgabe ¹⁾ kaufte, machen mir viel Freude und sind meine Begleiter auf Spaziergängen. Unter anderem las ich die drei noch übrigen Kriegsgefänge von Tyrtäus, die vielleicht bei weitem das Beste sind, was in dieser Gattung geschrieben wurde. Alles voll glühender Liebe des Vaterlands, ohne einseitigen, leidenschaftlichen Haß gegen ein fremdes. Mußte nicht der begeistert werden, der solche Lieder sang oder singen hörte?

„Tyrtaeus mares animos in Martia bella
Versibus exacuit —“ ²⁾

Er ließ ihnen keine Wahl. Auf der einen Seite Mut, Glück, Ehre, Unsterblichkeit; Schmach, Tod, Armut auf der Seite der Feigheit. Und welche Kraft, welche melodische Harmonie zugleich in diesen Versen! Ohne Zweifel ist der dritte Gesang, welcher anfängt: „Ὅτ' ἂν μνησαίμην“ ³⁾ der vorzüglichste. Es mußte ein edles Volk sein, bei dem selbst der gemeine Krieger solche Gesänge verstand und zu schätzen wußte, die sich durch so hohe und großherzige Schreibart auszeichnen. Mindestens würde man unseren Soldaten das „τεθνάμεναι γὰρ καλόν“ ⁴⁾ nicht können zurufen. Man hat in neueren Zeiten den Begriff Vaterland zu einem leeren Klange herabgewürdigt.

1. Februar 1818. München.

„Sic bene de patria meruit, dum fulminat ense;
At plus dum calamo bellica facta refert“ [88].

Das gilt von Luis de Camões, dessen „Lusiada“ ich vor einigen Tagen in einer schönen Taschenausgabe vom Buchbinder erhielt. Ich las nun bereits die ersten Gesänge, die mir sogleich einen ganz anderen Begriff von diesem Gedichte einflößten, als jene schon besprochene italienische Uebersetzung ⁵⁾, die nicht nur matt, sondern auch völlig treulos ist.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Tasso durch die ganze Anordnung seiner „Jerusalemme“, durch seine Rundung und sorgsame Ausarbeitung, besonders durch die mannigfaltigen männlichen und weiblichen

¹⁾ G. H. Schäfer, Leipzig 1817.

²⁾ Horat., Epist. ad Pis., v. 402.

³⁾ cf. Bergk, Poet. lyr. graec. (Ed. II), p. 322 (Eleg. 12).

⁴⁾ l. c. p. 319 (Eleg. 10).

⁵⁾ Siehe Band I, S. 813.

Charaktere, die er darstellt, den Vorzug vor den „Lusiaden“ des Camoens verdiene. Doch flößt diesem letzteren seine hohe Vaterlandsliebe ein Feuer ein, das Tasso nicht hat. Auch that Camoens mehr für seine Sprache. Wer einen Ariosto zum Vorgänger hatte, konnte leichter ein Tasso werden. Wie sehr vermag ein einzelner Dichter sein Volk zu verherrlichen! Gewiß erreichte Camoens seine Absicht, wenn er schrieb

„Por affinar a gloria Portugueza“ ¹⁾.

Seine blühende Phantasie, der Wohlklang seiner Stenzen setzen ihn unter die ersten Dichter. Seine Verse lesend, glaubt man eine rührende Musik zu hören, die sich in vollen Tönen von der Erde zu heben scheint, und langsam allmählich in den Aether des Firmaments verschwebt. In dieser Hinsicht würde er sich ohne Zweifel über Tasso erheben, wenn er nicht manchmal Gebrauch von männlichen Reimausgängen gemacht hätte, die in den Geist der portugiesischen Dichtung nicht passen. Im Eingange des Gedichts ließ er die wohlbegründete Regel Horazens außer acht, welche Boileau ausdrückt:

„Que le début soit simple et n'ait rien d'affecté!“ ²⁾

Schon Tasso streut seinen Helden gleich in der ersten Strophe Weihrauch:

„Molto egli oprò col senno e con la mano ecc.“

Doch ist dies Bescheidenheit gegen den pompösen Panegyricus, den im voraus Camoens seinen Portugiesen hält, welche mehr thaten, „do que promettia a força humana“ ³⁾, und wenn er nun vollends ausruft:

„Cessem do sabio Grego e do Trojano
As navegações grandes que fizeram;
Calle-se de Alexandro, e de Trajano
A fama das victorias que tiveram:
Que eu canto o peito illustre Lusitano“ etc. ⁴⁾.

Warum wollte er nicht, wie Horaz anrät ⁵⁾, den Homer nachahmen, da er auch von seinem „Gama“ singen konnte:

¹⁾ „Mais affinando a fama Portugueza“. Lusiad., Cant. IV, st. 56.

²⁾ Art poétique, v. 152.

³⁾ Lusiad., Cant. I, st. 1.

⁴⁾ Ibidem st. 3.

⁵⁾ Ep. ad Pis. v. 140.

„Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω·
Πολλὰ δ' ὅγ' ἐν πόντῳ πάθεν ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν“ ¹⁾.

4. Februar 1818. München.

Meine Aussichten auf die Zukunft haben eine glücklichere Gestalt gewonnen, wovon ich sprechen werde, wenn ich etwas Bestimmtes davon zu sagen weiß. So viel ist entschieden, daß es höchst unklug von mir sein würde, in diesem Augenblicke mein Nachspiel drucken zu lassen. So sollte es denn aber geschehen, und es kam deswegen durch Drachenfels an einen seiner Freunde, den Doktor Christian Müller (Verfasser der bekannten Schrift: „München unter Maximilian IV.“) ²⁾, der in Diensten des Herzogs von Leuchtenberg ist. Die Zerstreuung des Major Bauers, der meinen Namen nannte, macht die Publikation unmöglich. Morgen werde ich mit Drachenfels zu Doktor Müller gehen, um es abzuholen, und da er die Bekanntschaft des Verfassers zu machen wünschte.

7. Februar 1818. München.

Vor ein paar Tagen war ich wirklich bei Doktor Müller. Zuerst trafen wir den Herrn Klenze bei ihm, den Architekten des Kronprinzen, der die Glyptothek baut. Er wird nächstens den Prinzen in Italien einholen,

„Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland“ ³⁾.

Doktor Müller sagte mir mehreres Schmeichelhaftes über den „Sieg der Gläubigen“ und riet mir, ihn drucken zu lassen. Er glaubte, daß es zwar sehr viel Aufsehen erregen und in Bayern sogleich konfisziert werden würde; doch würde es weder dem König noch dem Minister des Aeußeren, Rechberg, beleidigend und strafbar scheinen. Er bot sich an, mir alles zu besorgen. Ich versprach ihm künftig Antwort, war aber fest entschlossen, es nicht zu publizieren, weil es besonders in meinen jetzigen Verhältnissen sehr unklug sein würde. Anders wäre es, wenn ich noch die Absicht hätte, nach Amerika zu gehen, que ver tanto deseo, ha tantos dias ⁴⁾.

¹⁾ Odyss. A. v. 3 sqq.

²⁾ „München unter König Maximilian Joseph I. Ein historischer Versuch zu Bayerns rechter Würdigung“. 2 Teile. Mainz 1816—17.

³⁾ Schillers Gedicht „Das Siegesfest“, St. 1.

⁴⁾ Cf. Camões, Lusiad., Cant. II, st. 88.

Gestern war ich gleichfalls mit Drachenfels (mit dem ich jetzt vielen Umgang habe) im Hoftheater, wo man ein vielbesprochenes Trauerspiel von Grillparzer gab ¹⁾, eines jener mystischen, entsetzlichen Produkte, das mir sehr mißfiel. Ich behalte mir vor, etwas darüber zu sagen.

8. Februar 1818. München.

Was mein Schicksal auf eine günstige Weise verändern kann, ist folgendes. Ich begegnete vor einiger Zeit dem Könige mit der Königin im Hofgarten. Er redete mich an und fragte mich, ob ich studieren wollte, da ihm Herr von Kefling von mir gesprochen habe. Ich appellierte an seine Gnade. Er antwortete mir, daß er zusehen wolle, was sich für mich thun ließe. Den anderen Tag ging ich zu Herrn von Kefling. Ich fand ihn wider Erwarten bereitwillig; er riet mir, die Bittschrift um die den Pagen erteilten Studiengelder so bald als möglich vorzulegen. Dies that ich nun vergangenen Mittwoch, und mein Los wird bald geworfen sein. Fällt mir ein günstiges, so reise ich bis Ostern nach Würzburg, welche Universität ich den übrigen bayrischen vorziehe wegen seiner geographischen Lage, seiner Nähe bei Ansbach und des Aufenthalts Grubers in dieser Stadt. Die Tage meines Hierseins werde ich noch so viel als möglich zu benutzen suchen, besonders zur Lektüre einiger Schriften, die mir dort nicht zu Gebote stehen werden, da es an einer Bibliothek fehlt. Ich schrieb bereits an Gruber und meldete ihm meine Aussichten.

9. Februar 1818. München.

Lektüre:

„Gilblas de Santillane“ par Lesage ²⁾.

Dieser Roman ist vielleicht unter den französischen der beste. Er giebt ein treues Gemälde des menschlichen Lebens mit seinen Schwachheiten, mannigfachen Leiden und Verlusten, mit seinen Freuden, die wir so teuer bezahlen. Die Menge der Charaktere und Begebenheiten zeugt von dem großen Talente des Verfassers. Die repräsentativen Charaktere der verschiedenen Stände sind mit Meisterchaft angezeigt. Doch verletzen einige Abenteuer alle Wahrscheinlichkeit, was sich Fielding nie läßt zu

¹⁾ „Die Ahnfrau“. In Wien zuerst aufgeführt am 31. Januar 1817.

²⁾ Vgl. Band I, S. 429, Anmerkung ²⁾. Der Schöpfer des nach spanischem Muster entworfenen „komischen Romans“ gab den „Gilblas“ 1715 ff. heraus, nachdem sein nicht minder berühmter „Diable boiteux“ 1707 vorangegangen.

schulden kommen¹⁾. Der Stil ist so natürlich, so fließend und leicht, so echt französisch, daß er die strengste Forderung befriedigt. Auch in diesem Buche wird zuletzt ein stilles Landleben im Kreis der Seinen als der letzte Wunsch, als das erwünschte Glück bezeichnet. O selig, wer je wie Gil Blas über die Thüre seines friedlichen Hauses schreiben darf:

„Inveni portum; spes et fortuna valete,
Sat me lusistis: ludite nunc alios.“

10. Februar 1818. München.

Trotz meiner Hoffnungen fühle ich mich nicht heiter. Das langweilige Geschäftsleben, dem ich entgegensetze, lacht mich nicht an. Drei Jahre auf Universitäten zugebracht, muß ich vielleicht ebensolange bei einer Regierung praktizieren, bis ich diplomatischer Eleve werden kann, und wie viele Zeit wird auch dann noch bis zu einer Anstellung verstreichen! So werde ich alt bei traurigen Geschäften. Mein jetziger Stand heut mir wenigstens von Zeit zu Zeit Muße dar; ich kann vier bis fünf Monate im Jahr in Urlaub zubringen. Dann weiß ich kaum, was schlimmer sei, der Exerzierplatz oder ein Stoß von Äften? Was will auch der Mensch, und womit wäre er zufrieden? In diesem Augenblicke glaub' ich wieder, wie ehemals, daß mein höchstes Glück in der Freundschaft Federigos läge, wenn er mir ähnlich, und wenn es nicht gleichsam unmöglich wäre, ihn kennen zu lernen. Welche Stunden würden das sein, die ich an seiner Seite zubrächte in Wechselreden des überfließenden Vertrauens!

Du allein kannst neues, reges Streben,
Kannst den Frieden meiner Seele geben,
Du allein von allen, welche leben²⁾.

11. Februar 1818. München.

Die „Lusiade“, von der ich nun sieben Gesänge las, hat fortwährend meinen Beifall, und die Lorbeeren, die dem Dichter die Mitwelt, wie er sagt, verweigerte, giebt ihm jeder Musenfreund der Nachwelt vervielfacht zurück. Ausgezeichnet ist im zweiten Gesange das Gespräch der Venus mit Jupiter³⁾, im dritten die Geschichte der unglücklichen Ignez de Castro⁴⁾, sowie vorzüglich im vierten die mutige Rede des Nuno Alvares⁵⁾. Der

¹⁾ Vgl. Band I, S. 399 ff.

²⁾ Siehe Band I, S. 453.

³⁾ l. c. st. 39—41.

⁴⁾ l. c. st. 118—135.

⁵⁾ l. c. st. 15—19.

fünfte Gesang ist weniger anziehend, obgleich die Erscheinung des Adamaſtor¹⁾ und die Schlußſtrophen über den Einfluß des Ruhmes auf Jugend und Tapferkeit hervorſtechen. Ihnen entgegenſetzen könnte man die Worte jenes warnenden Greiſes, als die Schiffe von Liſſabon abſegeln, im vierten Gesang²⁾, welche die Wichtigkeit des Ehrgeizes ſchildern, eine Stelle, die gleichfalls ſehr gelungen iſt. Der „Canto sexto“ iſt voll reizender Gemälde, zum Beiſpiel die Beſchreibung von Neptuns Palaſt, Bacchos' Rede von den Meergottheiten³⁾, obgleich der Verſ, als Bacchos ins Meer hinabſteigt: „Entre no reino da agua o Rei do vinho“⁴⁾ eine dem epiſchen Schwunge unziemende Spielerei iſt. So ſieht man auch nicht, wozu die ausführliche Schilderung des Tritons⁵⁾ abzwecke, als höchſtens um Ekel zu erregen. Die Geſchichte der zwölf von England⁶⁾ iſt ſchön erzählt und darf für keine fremdartige und mit dem Ganzen nicht verflochtene Epiſode angeſehen werden, da der Zweck des Gedichts iſt, die Portugieſen zu verherrlichen, und dieſes Volk der wahre Held des Gedichts iſt, wie ſchon der Titel „Lusiada“ anzeigt. Die Nachrichten, die im ſiebenten Buch von den Indiern gegeben werden, ſind intereſſant, wie zum Beiſpiel die zarte Sage von einigen Stämmen am Ganges erzählt wird,

„Que os visinhos da terra moradores
Do cheiro se mantém das lindas flores“⁷⁾,

eine Sage, die gewiß nur in der Phantaſie eines Indiers entſtehen konnte. Rührend iſt die Klage des Dichters am Schluſſe dieſes Gesangs über ſein hartes Schickſal und die Undankbarkeit ſeiner Landsleute.

Mich brachten die ſchönen Stenzen des Camoens in einer ſo weichen Sprache, wie die portugieſiſche, auf die Idee, daß auch die Franzoſen dieſes Verſmaß zu ihren epiſchen Gedichten gebrauchen könnten. Ich verſuchte daher, die erſte Stanze der „Jeruſalemme Liberata“ in franzöſiſcher ottava rima zu geben, wie ſie hier folgt, indem ich jedoch ſogleich mich an die Muſe wandte, mit deren Namen dann die zweite Strophe beginnen mußte. Ich zeigte dieſen Verſuch bei Schadens, wo er gut

¹⁾ l. c. st. 39—60.

²⁾ l. c. st. 95—104.

³⁾ l. c. st. 8—13 und 15.

⁴⁾ l. c. st. 14.

⁵⁾ l. c. st. 16—19.

⁶⁾ l. c. st. 44—69.

⁷⁾ l. c. st. 19; cf. st. 37—41.

aufgenommen ward. Er mag noch so tadelhaft sein, so scheint mir doch, er zeige hinlänglich, daß unter den Händen eines guten und geübten Dichters die französische Sprache sich den ottave rime sehr gut würde anschmiegen.

Dis-moi des armes et du capitaine,
Qui délivra la tombe du Seigneur,
Son bras fut preux, sa vertu souveraine,
Tant il souffrit dans le combat vainqueur!
La résistance de l'enfer est vaine,
Envain s'unit la payenne fureur:
Le ciel qui l'aime à ses drapeaux rallie
Ses compagnons qui erraient par l'Asie.

14. Februar 1818. München.

Ich kam auf den seltsamen Einfall, portugiesische Verse zu machen, und theile sie hier mit, da ich anderen Platz für sie nicht weiß. Sie wurden zuerst vorgestern auf der Wache in englischer Prosa niedergeschrieben und dann in die weichste der romanischen Sprachen übertragen. Ich that das, um mich nicht vom Reim regieren zu lassen. Die Verse sind an Federigo gerichtet, aber nur Spiel der Phantasie, und keineswegs geht in meinem Herzen vor, was sie aussprechen. Ich machte die Voraussetzung, daß ich nach Würzburg abreiste, vorher aber noch zufällig Federigos Bekanntschaft machte und ihm ein Lebenswohl zurief.

A despedida.

Ditosissimos momentos,
Como vi ao nostro lindo,
Neste seio presentindo
Namorados pensamentos.

Nasceo hua paixão pura
Para os vossos gestos bellos,
Vossos dourados cabellos
Com a juvenil figura.

Contemplando à vos tremia,
Porèm nunca o observaveis,
Com soberba vos armaveis,
Quando buscarvos queria.

Mas a guerra começou
Grata a isto peito mesto.
Guerra, que de vosso gesto
Os meus olhos separou.

Girei pela Franza estranha,
Onde qualquer outeirinho
Mostra mil cepas de vinho,
E mil flores a campanha.

Mas tornou a paz de novo;
Gentilmente cavalgando,
Tinheis ar tão nobre, quando
Entravamos nisto povo.

Nunca tinha à mim cabido,
Se bem que hum ano passara
Ver a vossa doce cara
Amigo mal conhecido.

Hum acaso brando unia
Finalmente vos commigo,
Mas o terno adeos ja digo
Casi ao mesmo feliz dia.

Irei onde o Mein formoso
Corre por floridas ribas,
Para aliar suas ondas vivas
Com as do Rhim grandioso.

Vos ao rio pouco rico
Da nossa Isar moraréis;
Mas os animos feis
Ficam juntos, Federico.

15. Februar 1818. München.

Ich las heute eine äußerst witzige Flugschrift von Lang, die mir Drachenfels mittheilte unter dem Titel „Reise über Fulda, Dresden u. s. w. nach Hammelburg“¹⁾. Der Verfasser²⁾ ist uner schöp flich in guten Einfällen, und es ist zu bedauern, wenn ein solches Talent für die komische Litteratur verloren geht. Diese erwähnte Schrift ist eine Satire über die gegenwärtigen Staatseinrichtungen, Schulwesen und den Krebsgang unserer Zeit, nicht ohne viele Lokalitäten und Persönlichkeiten.

Hauptmann Weishaupt brachte mir gestern den „Essay on man“, der ihn sehr anzog. Er kam auch auf meine jetzigen Absichten, von denen ihm Lüder gesagt hat, zu reden. Was ihn selbst beträfe, sagte er, so ziehe er den Militärstand jedem anderen vor, da er trotz seiner anscheinenden Sklaverei der freieste von allen sei. Ich gebe dies zu; allein die geistlosen Beschäftigungen, die dieser Stand auferlegt, reichen hin, mich davon abzuschrecken.

17. Februar 1818. München.

Gestern morgen war ich bei Wilhelm Gumpfenberg und las ihm den „Sieg der Gläubigen“, da ich jetzt keinen Anstand nehme, ihn meinen Bekannten mitzuteilen, weil er nicht publiziert wird. Gumpfenberg fand das ganze Werkchen ein wenig gar zu arg, aber artig geschrieben. Des Nachmittags führte mich Joseph Gumpfenberg³⁾ zu einer seiner Schwestern, Frau von Dw, wo auch nun seine jüngste Schwester, Marianne, lebt, die vormalis in Ansbach war. Doch empfing sie mich nicht am freundlichsten, da ich es so lange verschoben hatte, ihr einen Besuch zu machen. Ich ging darauf mit Gumpfenberg ins abonnierte Konzert, wo ich unter anderen Frau von Schaden sprach. Ihre jüngere Tochter wird heiraten, und zwar den jungen Herrn Stunz, der Kapellmeister, ich glaube bei der Italienischen Oper, ist. Sie sollen wechselseitig verliebt sein; es ist also nichts an dem, daß ihr Bülberndorf den Hof macht. Die Sache soll noch ein Geheimnis sein, und ich erfuhr es auf anderem Wege. Mariannens Schicksal war also, die Frau eines Musikanten zu werden. — Im Konzert

¹⁾ „Merkwürdige Reisen über Erlangen, Dresden, Kassel und Fulda nach Hammelburg“ (Anonym). München 1817.

²⁾ Vgl. Band I, S. 616, Anmerkung ²⁾.

³⁾ Vgl. Band I, S. 23.

sprach ich auch mit dem jüngsten Harner, der noch hier im Seminarium ist, und trug ihm viele Empfehlungen an seine Eltern auf, sagte ihm auch, daß ich Hoffnung hätte, nach Würzburg und von dort aus auch einmal nach Frankfurt ¹⁾ zu kommen.

19. Februar 1818. München.

Der gestrige Tag war für mich ein glücklicher und entscheidungs- voller für mein Leben. Ich erhielt die Bewilligung des Königs in Hinsicht der Studiengelder und werde also bis Ostern nach Würzburg gehen. Ich schrieb es bereits an meine Eltern. Luder und Schnitzlein, die gestern bei mir Thee tranken, bezeugten mir ihre herzliche Teilnahme, so auch Schlichtegroll und Perglas. Lüder habe ich das vor einiger Zeit gedichtete Lied zum Geschenk gemacht, das ich nun „An die Jünger des Epikur“ ²⁾ überschrieb. Heute auf der Parade gab ich bereits ein Urlaubsgesuch auf ein Jahr ein. Auch bei Frau von Schaden war ich und sagte ihr von meinen Absichten, die sie sehr billigte. Luise lernt Spanisch, ich habe ihr eine Grammatik dazu geliehen. Ich war boshaft genug, eine kleine Satire auf Mariannens Heirat mit Herrn Stunz niederzuschreiben, worin das Zusammentreffen zweier musikalischer Gemüther lächerlich gemacht wird. Es versteht sich, daß von diesen Strophen durchaus kein Gebrauch gemacht wird.

Mein „Geistliches Nachspiel“, so ungedruckt es ist, wird mir noch immer Verdruß machen. Diesen Abend kam Liebeskind, mit dem ich einige Zeit brouilliert war, und forderte es im Namen des Obersten Tausch für den Prinzen Karl, der bereits den Verfasser kennt. Prinz Karl ist der Mann nicht, der etwas geheim behält. Bei dem allen durft' ich es nicht abschlagen.

20. Februar 1818. München.

Lektüre:

Der erste Band der Popeschen Werke ³⁾.

Pope ist wegen seiner Korrektheit, Gedankenfülle, Originalität der Bilder und Gleichnisse und seiner unübertreffbaren Versifikation einer der schätzbarsten Dichter, zum wenigsten einer von denen, deren Lektüre einen

¹⁾ Vgl. Band I, S. 378.

²⁾ Vgl. S. 12, Anmerkung ³⁾.

³⁾ Popes Works gab als „Collective Edition“ zuerst William Warburton „with Commentaries and Notes“, London 1751 und in wiederholten Auflagen bis 1777 heraus. Platen scheint den folgenden Angaben nach die bei Nicolai in Berlin 1772 ff. erschienene Ausgabe (resp. Nachdruck der Warburton'schen Edition) benutzt zu haben.

sehr reinen Genuß gewährt. Was die „Pastorals“ betrifft, die die Sammlung eröffnen, so sind sie nur als Nachahmungen Virgils zu betrachten, und selbst als solche schwach, obgleich in schönen Versen geschrieben. Einen viel größeren Eindruck lassen Virgils Eklogen zurück, mit denen ich mich vor einiger Zeit gern beschäftigte. Die erste, dritte und fünfte Ekloge halte ich für unnachahmlich schön, und auch die übrigen haben ähnliche zerstreute Stellen, obgleich ich eigentlich den unzusammenhängenden Wechselgesängen keinen Geschmack abgewinnen kann. Pops „Ode am Cäcilientage“ ist von großer musikalischer Wirkung. „Windsor-forest“, „Elegy on (to) the memory of an unfortunate lady“, „Prologue to (Mr.) Addisons Cato“ sind sehr schöne Gedichte. Die vorzüglichste aber der Jugendschriften ist der „Essay on criticism“, ein Lehrgedicht, wie nicht leicht eine andere Sprache ähnliche aufzuweisen hat. Davon abgehend, daß es nicht vollständiger sein könnte, und daß es gerade als Drafel gelten müßte, so setzt doch die Klarheit und Richtigkeit der Ideen, die Bündigkeit und Genauigkeit in der Ausführung in Erstaunen, besonders aber die leichte, ausdrucksvolle, durch den Reim nie gezwungene Versifikation. Dies Metrum wird von keinem künftigen Engländer, wie es von keinem vergangenen war, mit solcher Vollkommenheit behandelt werden. Das Lob der Alten, die Schilderung eines vollkommenen Kritikers gehören ¹⁾ zu den gelungensten Stellen. Die erste Abteilung (um mit dem Ausleger Warburton zu reden) giebt Regeln über das Studium der Kritik, die zweite setzt die Ursachen einer schiefen Beurteilung auseinander und die dritte enthält die Moral eines Kritikers und zugleich die Charakteristik der Männer, die sich vorzüglich in diesem Fache berühmt machten. Vom Horaz heißt es:

„Horace still charms with graceful negligence,
And without method talks us into sense,
Will, like a friend, familiarly convey
The truest notions in the easiest way.
He, who supreme in judgement, as in wit,
Might boldly censure, as he boldly writ,
Yet judg'd with coolness, tho' he sung with fire;
His Precepts teach but what his works inspire.
Our Critics take a contrary extreme,
The judge with fury, but they write with flegm:
Nor suffers Horace more in wrong Translations
By Wits, than Critics in as wrong Quotations“ ²⁾.

¹⁾ Cf. l. c. v. 117—141 und v. 629 sqq.

²⁾ l. c. v. 654—665.

Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß Pope noch nicht zwanzig Jahre alt war, als er diesen Essay schrieb¹⁾. Was hatte ich zu dieser Zeit gethan, und was that ich bis jetzt? Doch wäre es schon zu kühn, mich mit Popen in Vergleich zu bringen. — Der „Raub der Locke“²⁾ ist das beste komische Epos, das ich bisher gelesen, und gefällt mir besser als der *Lutrin* und Gressets Arbeiten. Er schildert die Sitten der großen Welt und weibliche Thorheiten treffend und lebhaft.

21. Februar 1818. München.

Liebeskind brachte den gestrigen Tag bei mir zu. Obgleich ihm jene Liebe zu den Kleinlichkeiten des Militärdienstes und ein unterthänigster Respekt für alle, die etwas höher als er stehen, anhängt, Dinge, die besonders Lüder an ihm tadeln, so muß man doch zugestehen, daß er viele Vorzüge des Charakters besitzt. Er schenkte mir gestern mehr Vertrauen, als er gewohnt ist, und erwähnte auch der Verhältnisse zu seiner gelehrten Mutter³⁾, die ihn sehr stiefmütterlich behandelt und alle Unterstützung verweigert, ja ihn sogar nicht an ihrem Tische essen läßt. Der Vater widerspricht ihr nicht. Fritz, der zweite Sohn und Liebling der Mutter, studiert; der dritte, Ferdinand, ist im Kadettencorps, und Gustav, der jüngste, den ich in Schliersee sah, soll Gärtner werden.

25. Februar 1818. München.

Ich sprach noch nicht von den drei letzten Gesängen der *Lusiade*. Der achte ist wohl der schwächste von allen. Das Bestreben, die ganze portugiesische Geschichte in sein Gedicht zu bringen, verleitet den Dichter zu einigen Trockenheiten und Wiederholungen. Doch schließt dieser Gesang mit einer schönen Apostrophe gegen den Eigennuß. Ueberhaupt ist Camoens besonders glücklich, wenn er philosophiert. Der Nachfolger des „Canto oitavo“ hingegen macht dessen Fehler wieder gut. Venus' Besuch bei ihrem Sohne und besonders die Beschreibung der bezauberten Insel⁴⁾ ist vom lebhaftesten Kolorit. Tasso hat einiges daraus benutzt. Es ist zugleich der Triumph des Wohllauts der romanischen Sprachen. Der zehnte Gesang gefällt mir nur teilweise. Hier werden abermals

¹⁾ Vielleicht erst achtzehn Jahr. Pope (geb. 1688) schrieb den Essay zwischen 1706—1709 und gab ihn 1711 heraus.

²⁾ „The Rape of the lock“ (1712).

³⁾ Vgl. Band I, S. 777.

⁴⁾ l. c. st. 36—43 und 52—63.

die Knochen eines historischen Skeletts nach einander aufgezählt, die höchstens einem portugiesischen Anatomiker einigermaßen anziehend sein können. Auch die geographische Lektion der Thetis ist etwas weiterschweifig ¹⁾. Als sie auf den Fluß Mecon zu reden kommt, läßt der Dichter von sich selbst sie sagen:

Este receberà placido e brando
No seu regazo os cantos, que molhados
Vem do naufragio triste e miserando,
Dos procellosos baixos espalhados etc. ²⁾.

Die letzte Anrede an den König ist wieder ganz eines Camoens würdig. Die Vermengung der griechischen und christlichen Götterlehre in diesem Epos tadelt Voltaire mit Unrecht ³⁾. Sie ist nach dem System des Verfassers sehr annehmbar und kann als ein glücklicher Gedanke gelten.

27. Februar 1818. München.

Lektüre:

Popes Uebersetzungen aus dem „Ovid und Statius“ enthalten viel schöne Stellen, doch erreichen sie keineswegs ihre Originale. Besonders gilt dies von der Heroide „Sappho und Phaon“. Man kann sie mit Schillers ähnlichen Versuchen aus dem Virgil vergleichen. Der „Temple of fame“ lieft sich sehr angenehm. Auch die anderen Nachbildungen von Chaucer. „January and May“ hat Wieland in seinem „Oberon“ ⁴⁾ bearbeitet. „The wife of Bath“ ist launig und schalkhaft. Unter den „Imitations of english poets“ gefiel mir besonders diejenige von Swift, „The happy life of a country parson“, wo es am Ende heißt:

He that has these, may pass his life,
Drink with the 'Squire, and kiss his wife;
On Sundays preach, and eat his fill;
And fast on fridays — if he will;
Toast church and Queen, explain the news,
Talk with church-wardens about pews,
Pray heartily for some new gift,
And shake his head at Doctor Swift.

¹⁾ l. c. st. 76—143.

²⁾ Ibidem st. 128.

³⁾ In seinem „Essai sur la poésie épique“; cf. Oeuvres ed. Beuchot, Tome X, p. 448 sqq.

⁴⁾ Die Geschichte vom Birnbaum, VI, 36—104.

Der Ausgang ist besonders launig und ausdrucksvoll. Die „Moral Essays“ stehen dem „Essay on man“, meiner Meinung gemäß, weit nach. Ich las die fünf ersten Episteln; ob es noch mehr sind, weiß ich nicht¹⁾. Man fühlt wohl, daß sie von Pope stammen, doch enthalten sie zu viel persönliche Satire. Die erste Epistel ist die vorzüglichste. — Warburton ist ein scharfsinniger, guter Kommentator, und man darf in dieser Hinsicht Browns Worte an ihn richten:

„You trace the chain, that links Pope's deep design,
And pour new lustre on the glowing line“²⁾.

Aber schade, daß er ein wenig bigott ist und seinen Freund Pope beständig von dem Vorwurfe reinigen will, als hätte er nicht an geoffenbarte Religion geglaubt.

1. März 1818. München.

Schon lange, und diese Blätter sind Zeuge davon, gehe ich damit um, einen Stoff zu einem epischen Gedichte zu finden. Ich bin nicht mehr so jung, um noch nicht wenigstens an die ersten Schritte zu einem solchen Werke zu denken. Was hilft es auch, die völlige Läuterung des Geschmacks abzuwarten, wenn unterdessen das jugendliche Feuer der Begeisterung verglimmt? Auch würde ja das Beginnen einer solchen Arbeit ihre Vollendung erst nach Jahren voraussetzen. Ich kam bald von dem Gedanken ab, einen Helden, der kein Deutscher ist, zu wählen. Auch in der deutschen Geschichte suchte ich allzulange vergebens umher. Die sogenannten Ritterzeiten sprachen mich nicht an und sind auch der Richtung nicht angemessen, die mein Geist und Stil genommen. Die Kreuzzüge sind ohnehin von einem Größeren beschrieben. Was die Zeiten der Reformation betrifft, auch so berühmt für Deutschland, so schienen sie mir zu modern und stellen doch am Ende das Vaterland nur im inneren Zwist und trauriger Fehde dar. Es war am vergangenen Sechszwanzigsten, des Nachts im Bette, als mir plötzlich der Name Odoakars einfiel und von mir als ein sehr glücklicher Gedanke einer Epopöe ergriffen wurde. Er war ein Deutscher, an der Spitze der Deutschen machte er dem abendländischen Kaisertum ein Ende. Der Sturz von

¹⁾ „Moral Essays“ ist der erst später hinzugetretene Gesamttitel für „Four Epistles to several persons“, denen als Epistle V dann noch diejenige „To Mr. Addison“ hinzugefügt wurde.

²⁾ Cf. „An Essay on Satire, occasioned by the death of Mr. Pope inscribed to Mr. Warburton by J. Brown“ (Popes „Essay on man“ in der Warburton'schen Ausgabe vorangebruckt), Part I, line 21, 22.

Rom schien mir ein großer Gedanke, der Kontrast römischer Weichlichkeit mit nordischer Kraft eine reiche Aufgabe, und die nordische Mythologie, die sich in diese Geschichte verflechten läßt, giebt sehr poetische Materialien zu einer göttlichen Maschinerie an die Hand, die erst das rechte Leben über ein Heldengedicht ausgießt. Den folgenden Morgen befreundete ich mich noch mehr mit diesen Ideen. Ich habe bereits den Gibbon und mehrere andere Bücher vor mir liegen, die mich in die nötige historische Kenntnis einführen und die Quellen andeuten, aus denen ich schöpfen kann. Es sind auch schon ein paar Fragmente zu Papier gebracht. Einiges wenige wird aus der unvollendeten „Harfe Mahomets“¹⁾ in den „Oboakar“ übergehen.

2. März 1818. München.

Bei Frau von Schaden unterhalte ich mich gewöhnlich gut, und es thut mir leid, mich von dieser Gesellschaft zu trennen (wie denn überhaupt von hier). Gestern abend war ich mit Drachenfels dort. Das Gespräch war ziemlich abwechselnd und nicht ohne Interesse. Oberlieutenant Weishaupt entfernte sich bald, was uns angenehm sein konnte, da er die bayrische Manie hat. Alles, was in Bayern geschieht, ist eo ipso vorzüglich, alles Fremde, sonderlich von allen anderen deutschen Völkerschaften a priori schlecht und lächerlich. Dies ist der Patriotismus eines gemeinen Soldaten. Politische Intoleranz, wie religiöse zeigt immer Unreife des Geistes und Einseitigkeit der Bildung. Es war auch ein gewisser Herr Kleinschrodt da, wahrscheinlich aus Würzburg, von dem ich einige Erkundigungen über diese Stadt einzog. Herr von Oberkamp spricht, wie ich merke, englisch und spanisch. Es würde mir nicht unangenehm sein, mich mit ihm über spanische Sprache und Litteratur zu verständigen. Doch ist hierzu keine Zeit mehr, da ich in kurzer Zeit abreise. Mein Urlaub ist bereits gekommen.

4. März 1818. München.

Wenn meine Sachen gehen, wie sie sollen, so machte ich heute den letzten Dienst und ging das letztemal auf die Parade. Meine Meldebefuche sind vorüber. Die Zeit, die ich hier noch zubringe, kann ich den Vorbereitungen zum „Oboakar“ und meinen Bekannten widmen. Ich ließ mich auch durch den Stadtkommandanten dem Könige vorstellen. Er empfing mich gerade nicht freundlich. Ob dies eine Frucht augenblicklicher Laune oder des „Geistlichen Nachspiels“ war, weiß ich nicht. Daß er es aber gelesen hat, weiß ich durch Hauptmann Weishaupt, mit dem

¹⁾ Siehe Band I, S. 534.

ich vor einigen Tagen eine Unterredung im Hofgarten hatte, und der es von einem Adjutanten des Prinzen Karl, dem Major Leistner, erfuhr. Diese Affaire kann nur von nachtheiligen Folgen für mich sein. Weis-
haupt sagte mir, daß er selbst und die meisten Personen, die es gelesen, besonders daran Anstoß genommen hätten, daß ich die Mutter Gottes hätte auftreten lassen und sogar ihre Gestalt lächerlich gemacht, die seit Jahrtausenden als das Ideal der Weiblichkeit und der Kunst gilt.

5. März 1818. München.

Wie vielen Dank bin ich nicht der Vorsehung schuldig, die mich aus einer Lage gerissen hat, für die ich nicht taugte, und die anfang, mir immer schwerer und unleidlicher zu werden. Gleichwohl erwartet mich auch jetzt eine harte Arbeit. Nicht jene Gefühle dürfen mich beseelen, mit denen ich nach Schliersee abreiste, die Liebe der Ruhe, des Landlebens, der Musen, der mannigfachen Freuden der Natur. Jene Berge werden mich nicht umgeben; jener malerische einsame See, an dessen glücklichen Ufern ich täglich wandelte, wird sich nicht vor mir ausbreiten; jene stattlichen Ahornäste werden mich nicht beschatten, unter denen ich selig gelagert war, in der Hand einen Dichter der Vorwelt. Selten, wie Gold und Perlen, sind die sorgenfreien, heiteren Tage der Menschen. Ein angestregtes und nicht lachendes Studium erwartet mich, von dessen Vollendung mein künftiger Beruf abhängt. Aber dies kommende Leben, wie sehr steht es über meinem jüngstvergangenen. Jene marternden Kleinigkeiten, jene tödliche Langeweile

„Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort“¹⁾,

all dies liegt hinter mir. Die Mühe, der ich entgegen sehe, wird, wenn ich anders will, reichlich vergolten werden in der zu erringenden Bildung. Die Anstrengung, der ich mich unterwerfen muß, wird einst dem Staate zu gute kommen.

7. März 1818. München.

Ich war vorgestern nicht wenig überrascht, als ich Rylander²⁾ bei mir eintreten sah. Er hat ein paar Monate Urlaub, den er im dies-
seitigen Bayern zubringt. Er machte viele Entschuldigungen, weshalb er mir nicht geantwortet. Seine jetzige Stimmung scheint mir mehr

¹⁾ Schiller, „Die Piccolomini“, Akt I, Scene 4.

²⁾ Siehe Band I, S. 701 ff.

heiter als unzufrieden. Auch heute morgen war er da; doch sind wir uns fremd geworden, und die Berührungspunkte müssen erst wieder gefunden werden. Gestern machte ich einen weiten Spaziergang mit Drachensfels nach Großheffellohe. Wir kamen sehr spät zurück. Ich muß gestehen, daß ich Drachensfels vormals verkannt hatte. Ich hielt ihn für einen gewöhnlichen Epikuräer. Obgleich diese Meinung nicht so ganz ins Weiße geschossen war, so ist er gleichwohl ein gebildeter Mensch, der viel gereist hat und nicht ohne Kenntnisse ist, von ziemlich angenehmem Aeußeren, und besonders einer derer, mit denen man sich auf eine leichte und abwechselnde Art unterhalten kann. Wir fanden vorzüglich eine große Uebereinstimmung in unseren Meinungen über Musik. Ueberhaupt suche ich noch mit meinen Freunden so viel möglich zusammenzukommen. Vorgestern machte ich einen Spazierritt mit Schnizlein, da dieser zwei Pferde hat. Mit Perglas war ich heute spazieren. Er brachte neuerdings das Gespräch auf Religion und verteidigte recht hartnäckig das Christentum. Obgleich er über gemeine Glaubenssätze weit erhaben ist, so möchte er doch gar zu gerne Jesum zu einem näheren, unmittelbaren Angehörigen Gottes machen, als wir anderen Menschen. Heute abend war ich noch bei Weishaupt mit Lüder, Brand, Schnizlein. Ich lernte auch den jungen Aretin kennen. Das Gespräch interessierte mich nur wenig.

11. März 1818. München.

Unter den Schriften, die ich in der letzten Zeit las, war die merkwürdigste: „Manuscrit venu de St. Helène“ ¹⁾. Es ist, wenn nicht von Napoleons Hand, doch unter seiner Aufsicht geschrieben worden, denn kein Fremder konnte einen solchen Geist in seiner ganzen Größe und Lebendigkeit auffassen. Die Energie und Kürze des Stils entspricht ganz der treffenden Originalität der Ideen. Selbst die Verbrechen sind auf eine große Art entschuldigt.

„Nichts war gemein in seines Schicksals Wegen
Noch in den Furchen seiner Hand —“ ²⁾

Ferners bin ich mit den Poesien von Vincenzo Monti ³⁾ bekannt worden. Dieser Dichter vergißt über das Musikalische das Plastische zu sehr. Alle seine Gestalten gleichen dem Nebelgott Ossians. Auch fehlt

¹⁾ „Manuscrit venu de St. Helène d'une manière inconnue.“ London 1817.

²⁾ Schiller, „Wallensteins Tod“, Akt V, Scene 5: „Nichts ist“ u. s. w.

³⁾ (1754—1827). Der talentvollste, aber in seinen politischen Anschauungen charakterlose Nachahmer Alfieris.

es ihm an Ideen, und hoher Adlerschwung der Dichtung ward ihm von den Mäusen versagt. Seine Versifikation ist durchaus lobenswürdig. Die Schreibart seines Trauerspiels „Aristodemo“ ist durch ihre Reinheit, Einfachheit und ihren Mangel an jeder Art von Schwulst und Affektation aber so vortrefflich, als das Sujet selbst unglücklich gewählt und abgedroschen und ohne wahre Intrigue ist. Uebrigens las ich auch Molières „Femmes savantes“ und habe die „Edda“ vor mir liegen, um mich in die skandinavische Mythologie einzuweihen. Es ist aber eine mühsame und verwirrte Arbeit.

13. März 1818. München.

Da ich nur noch wenige Tage hier zu bleiben habe, so bin ich um so mehr überhäuft und finde keine Zeit zu schreiben. — Luder gab mir vor einigen Tagen ein Buch, „Les Ruines par Volney“¹⁾, das während der Revolution erschien und unter anderen sehr triftige, gelehrte und unumstößliche Refutationen der geoffenbarten Religion enthält. Als vorgestern abend Gas bei mir war, übersetzte ich ihm daraus mehreres, und da er ein natürlicher und noch nicht prävenierter Mensch ist, so fielen ihm die Schuppen von den Augen. Um diesen Proselyten noch eine Stufe weiter zu führen, las ich ihm meinen „Sieg der Gläubigen“ vor. Er ging dabei sogleich in den rechten Geist ein und lobte es als Gedicht, das ihm eine sehr vorteilhafte Meinung von mir einzuslößen schien. Er machte mir Vorwürfe, daß ich während meines Militärlebens mich zu wenig unter die Offiziere des Regiments gemischt habe, ja ein zurückstoßendes Betragen annahm, das sie veranlaßte, geringschätzig von mir zu urteilen und mich zu verkennen. Heute, als ich bei Belten war, hatte ich auch ein religiöses Gespräch mit ihm, bei Gelegenheit der Selbstbekenntnisse des heiligen Augustin. Doch fand ich einen orthodoxen Christen. Er legte eine Ehre darein, Rousseau und Voltaire nicht gelesen zu haben, und fand die Frau von Krüdener fast vollkommen vernünftig.

16. März 1818. München.

Von meinem „Oboakar“ ist zwar manches einzelne niedergeschrieben, aber fast möchte ich wieder an diesem Werke verzweifeln. So oft ich an den Homer denke, so sinkt mir der Mut. Wenn ich nun auch ein Gedicht wie die „Genriade“ hervorbrächte, das viele Liebhaber hat, und welchem man seine Schönheiten nicht ableugnen kann, das aber gleich-

¹⁾ Volney (C. F. Conte de), „Ruines ou Méditations sur les revolutions des empires.“ Genève 1791.

wohl nicht einmal ein Epos zu nennen ist, wenn ich nun wirklich ein solches zu stande brächte, was würde dabei gewonnen sein? Besonders macht mir die Einflechtung der altdeutschen Götter zu schaffen, die ich nicht entbehren kann. Die Hindernisse, die sich mir hierbei entgegenstellen, sind: 1. Die Dunkelheit in der skandinavischen Mythologie und die schwachen Umrisse ihrer Göttergestalten. 2. Viele Begebenheiten des Gedichts, bei denen sie sich gar nicht gebrauchen lassen, ein Umstand, der mich zu sehr von Homer abzuweichen zwingt, was kein gutes Zeichen. 3. Die Scene ist nicht im Norden, wo Odin und sein Geschlecht zu Hause sind, sondern in Italien, wo eine ganz andere Religion herrscht. 4. Das Christentum steht neben der skandinavischen Religion. 5. Die nordische Mythologie ist zu wenig bekannt, und es thäte not, noch eine Art von „Edda“ vorzuschicken, um verständlich zu sein. Durch einen guten Plan und durch Nachdenken über die Sache ließen sich gleichwohl vielleicht diese Schwierigkeiten überwinden.

17. März 1818. München.

Von der Geschichte des „Geistlichen Nachspiels“ habe ich noch einiges nachzuholen. Vergangenen Sonntag nach dem Konzert tranken Lüder und Rylander bei mir Thee. Da es Rylander noch nicht kannte, so wurde es ihm auf Lüders Anraten vorgelesen. Er hat sich übrigens nicht darüber geäußert, doch mögen ihn die Ideen, da er nicht bigott ist, angesprochen haben. Unser Umgang war nicht mehr derselbe. Wir sind zu sehr durch unsere Studien entfremdet. Er spricht fortwährend von den Ingenieurgegenständen. Morgen früh reist er ab. Perglas bekam das „Nachspiel“ gleichfalls in die Hand. Er ist nun so viel als für die Sache gewonnen. Heute machte ich viele meiner Abschiedsvisiten. Major Bauer, Le Suire und den jungen Völckerndorf traf ich nicht an. Ich war mit Drachensfels. Wir gingen darauf zu Weishaupt, wo wir nur kurze Zeit blieben. Frau von Schaden, wo wir hernach waren, zeigte uns einige Reliquien von Martin Luther und die Medaillen dreier Reformationsjubiläen. Später, nach der Parade, besuchten wir noch den Doktor Müller. Er ließ sich sehr frei über die Mystiker und den Christianismus aus, worin wir ihm beistimmten. Er klagte sehr über die falsche Geschmacksrichtung, die die hiesige Malerschule (wie alle Künste) durch den Mystizismus und die Mittelaltersmanie der beiden Langer erhielten, und über die mystische Clique, unter welche der Kronprinz in Rom gefallen sei. Er drang ferner in mich, noch eine Abschrift vom „Geistlichen Nachspiel“ nehmen zu dürfen, wovon er gewiß keinen üblen

Gebrauch machen würde. Bei der jetzigen Publizität der Sache würde es Ziererei gewesen sein, es abzuschlagen. Ich schickte es ihm also durch Drachensfels. Nachmittags machte ich Abschiedsbefuche bei Frau von Schlichtegroll und Frau von Ow. Dann ging ich zu Dall'Armi. Er erklärte mich für einen Ultraliberalen, woran er vielleicht nicht ganz unrecht hat, zum mindesten bin ich es zuweilen im Reden. Ich erwiderte ihm, daß ich weniger heftig sein würde, wenn ich sähe, daß der Zeitgeist seinen ruhigen Schritt fortging und nicht völlige Rückschritte zu machen gezwungen wäre. Was kann man den heftigen Schreiern und Predigern des Mysticismus anders entgegensetzen, als die schärfsten Extreme? Doch muß ich gestehen, daß ich mich degoutiert von meiner Liberalität fühlte und mir vornahm, künftig weder politische noch religiöse Meinungen auszusprechen und mich allem in Gehorsam zu unterwerfen. Mein eigener Unwert und meine schlechten Aussichten traten auch wieder vor meine Augen; ich war mit einem Worte von der schlechtesten Laune, welche noch durch die Nachricht vermehrt wurde, daß der Großherzog von Baden auf dem Tod liege. Unzweifelhaft giebt es Krieg um die Erbfolge, Krieg, Krieg zwischen Deutschen, und dann Gute Nacht! meine Studien! O möchte dann doch die erste Kugel meinem unnützen und verhassten Dasein ein Ende machen! Lüder und Schnizlein brachten den Abend bei mir zu, doch nicht auf die beste Weise. Die üble Laune, die mich beherrschte, und noch durch physischen Schmerz, das Ohrenstechen, gesteigert, gaben mir so vielen Geist des Widerspruchs, daß ich Dinge behauptete, die meinen Grundsätzen und Ideen ganz entgegen sind. Und diese Inkonssequenzen, denen wir arme Menschen unterworfen sind, machten mich nur noch unzufriedener mit mir selbst.

19. März 1818. München.

Ich nehme von München Abschied, das ich morgen, ich hoffe auf mehrere Jahre, verlasse. Es wird mir sehr weh thun, von meinen Freunden getrennt zu sein, doch erwarte ich schöne Tage in Würzburg. Auch eile ich jetzt meinen lieben Eltern entgegen. Wie sehr verehren muß ich die Vorsehung, die mir den Weg zu einer nicht mehr gehofften Bestimmung bahnte. Meine thörichten Phantasien wurden niemals realisiert. Gestern abend war ich bei Frau von Schaden, um Abschied zu sagen. Heute gingen wir nachmittags nach Sendling, Dall'Armi, Schnizlein, Schlichtegroll und Drachensfels. Letzterer brachte mit Lüder den Abend bei mir zu. Von einigen Differenzen mit Dall'Armi ein andermal. Perglas sah ich diese Tage noch öfters und werde morgen noch bei ihm

frühstücken. Ein neues Leben soll für mich angehen. Liebe und Ausdauer helfe mir hindurch. Möchte nie Kleinmut und Melancholie meine Tage verdüstern. Möchte stets eine edle Festigkeit meine Begleiterin sein und mein Streben nach dem Guten und Wahren durch keine Rückschritte bezeichnet werden.

23. März 1818. Ansbach.

Berglas hatte mir eine kleine Zeichnung zum Andenken geschenkt und mich gebeten, ihm einige Zeilen auf ein Stammbuchblatt zu schreiben. Ich schrieb folgende Verse:

Folge den Neigungen, folge der Kunst, und wohin dich das Herz treibt,
 Aber vor allem geizient's, Nutzen zu bringen dem Staat.
 Glaube dem Gott in dir, oder glaube dem Gotte der Priester,
 Aber vor allem geizient's, weise zu werden und gut.
 Hast du dem Wohl der Gemeine geopfert die eigene Wohlfahrt,
 Ewig lebest du dann, wenn auch dein Name vergeht.
 Bliest du dir selber getreu und bewahrtest die Seele vor Zwiespalt,
 O dann stirbst du versöhnt, ohne Vermittler am Kreuz!

Diese Distichen wurden von Dall'Armi streng getadelt, da sie nicht in seine Ideen stimmen, und er glaubte einen vollkommenen Widerspruch darin zu entdecken. Drachenfels und Lüder versicherten das Gegenteil. Dall'Armi warf mir auch Intoleranz vor und die Wut, Proselyten zu machen. Es ist wahr, ich hatte mir angewöhnt, mit vieler Offenheit und ganz ohne Scheu meine politischen und religiösen Meinungen auszusprechen; doch sehe ich selbst ein, daß dies zu nichts führt und nur verhasst macht, da einmal die meisten Menschen mir entgegen sind. Ich habe mir daher vorgenommen, künftig nicht über diese Gegenstände zu reden. Allein der Gedanke, wie sehr ich mit den allgemein verbreiteten Ansichten meiner Zeit in Opposition stehe, macht mich oft melancholisch und benimmt mir allen Mut.

Den Morgen meiner Abreise frühstückte ich, wie gesagt, bei Berglas, der mein Stammbuchblatt approbierte, und dem ich die letzten Tage um vieles näher kam. Wir sind nicht einerlei Meinung, aber sein Charakter ist unendlich schätzenswert. Ich nahm herzlich von ihm Abschied, war auch ein paar Augenblicke noch bei Madame Schwarz. Bei Lüder erwartete ich den Abgang des Postwagens. Er begleitete mich auf die Post, wo wir schon Schlichtegroll fanden, der mir noch ein Lebewohl sagen wollte. Ich war gerührt. Drachenfels kam gerade noch, daß ich ihm aus der Kutsche die Hand reichen konnte. Seine Aufmerksamkeit machte mir Freude. Die lieben Freunde! Wie sehr beglückt mich ihr

Wohlwollen; und sie allein bleiben mir übrig, wenn selbst meine Muse, die geliebte Trösterin, mich hintergeht. Wenn ich ganz an meinem Werke verzweifelte, darf ich mich nicht erinnern, daß ich von ihnen geschätzt werde?

Meine Reisegesellschaft bis Augsburg war erträglich. Wir waren unserer viere und hatten Platz im Wagen. Neben mir saß ein Kaufmann aus Straßburg, Mr. Meunier, der, wie alle seine Landsleute, nicht ohne Konversationsgabe war. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß das Französische mehr ausgebildet für das Gespräch ist, als unsere Muttersprache. Die anderen beiden waren ein Kammerdiener, der nach Würzburg reiste, und der Sekretär Ellersdorfer, der in Schwabhausen, wo wir zu Mittag aßen, strenge fastete, da es eben Karfreitag war. Er ist nicht ohne Bildung, versteht mehrere Sprachen, redet aber die seinige im bayrischen Dialekt. Er verließ uns in Augsburg, wie der Franzose, und von dort an konnte ich kein erkleckliches Wort mehr reden. Der Wagen war gepfropft voll, meine Gefährten ein schweinischer Lämmel von Kondukteur, eine Magd, ein Küfermeister, der Kammerdiener und so weiter. In der alten Augusta brachte ich die Nacht des Zwanzigsten, sowie den folgenden Vormittag hin. Ich wohnte im „Grünen Hof“. Ziemlich frühe ging ich zu meinen Schweizer Reisefreunden, den Gombarts, und lernte auch zwei andere ihrer Brüder kennen. Ich ward recht freundlich aufgenommen. Wir erzählten uns die Fortsetzung unserer damaligen Reise. Karl Gombart hat wieder geheiratet. Ich begleitete seinen Bruder Louis, der in seinem Senate zu thun hatte und mich nachher im Gasthose abholen wollte. Es ward aber zu spät, und so fuhr der Postwagen ab, ehe ich Abschied von ihnen nehmen konnte. Doch war ich bei Kylander, von dem ich mich auf das Rathhaus führen ließ, in dessen goldenem Saale mit seinen Nebenzimmern eine Galerie, obgleich eine unbeträchtliche, von Gemälden aufgestellt ist. Ich konnte sie freilich nur flüchtig ansehen, unterschied aber einige herrliche Stücke. Mehrere italienische und niederländische Malerwerke, auch eine schöne Landschaft von Le Poussin. Schade, daß der Glanz der Farben so sehr der Vergänglichkeit unterworfen ist. Am meisten verweilte ich bei der deutschen Schule, Gemälde von den beiden Holbein, von Christoph Schwarz und Burkmayr. Das Wesen, das aus diesen Bildern spricht, ist doch wunderbar originell und anziehend, was man dagegen sagen mag, und ganz dem deutschen Charakter der damaligen Zeit angemessen. Ich gestehe, daß, wenn ich einmal heilige Bilder sehen muß, ich die der deutschen Schule vorziehe. „Aber möchte man nicht weinen,“ sagte Kylander, „daß so viele Kunst,

so vieles Leben bloß an einen Gegenstand, an die Bibel, verschwendet wurde!“ — „Wollte Gott,“ war meine Antwort, „jene Maler Italiens wären Patrioten gewesen und hätten die Geschichte ihres Landes verherrlicht, oder wenn davon nichts der Verewigung wert wäre, hätten sie die Thaten ihrer Ahnen, der Römer, vorgestellt. Mit tiefer Rührung würde sie die Nachwelt erblicken, der selbst eine Raffaelsche Madonna keine Andacht mehr erregen wird.“ Wir sahen ein Muttergottesbild, dem man ein Alter von achthundert Jahren zuschreibt. Malerei und Färbung ist dabei so schlecht als möglich, aber die Zeichnung hätte keinen sanfteren, gütigeren Zug aus den Augen der Maria können blicken lassen, kein lieblicheres Knabentöpfchen bilden, als diesen Jesus. — Karl Belden, der gleichfalls Ingenieur ist, besuchte ich mit Kylander. Letzterer blieb bei mir, bis der Wagen abfuhr. Ich hatte mich ihm in Augsburg wieder mehr genähert, als in München.* Es that mir abermals weh, von ihm zu scheiden. Doch ist dies der Lauf der Welt. Herrn von Wallmenich begegnete ich auf der Straße, konnte aber auch aus Zeitmangel nicht weiter mit ihm zusammenkommen. Die folgende Nacht war mondhell. Ich betrachtete im Herausfahren aus Donauwörth den langen, schlachtenfrohen Rücken des Schellenbergs. Von da ging's über Nördlingen. Als wir von Dettingen wegfuhr, gingen die frommen Bewohner der katholischen Fürstenstadt in ihre Frühmesse. Nachmittags halb fünf Uhr war ich hier. Heute morgen machte ich mehrere Besuche. Ich gewöhne mich nie gleich im Anfange hier ein, so gerne ich um meine Eltern bin. Einer der Gründe davon ist, daß ich hier gar keinen guten Bekannten meines Alters habe. -

28. März 1818. Ansbach.

Ich werde hier meines Daseins insoferne froh, als ich viel lese, spazieren gehe und auch Besuche mache; am meisten bei meiner Tante Lindenfels. In vielen neueren deutschen Schriften entdeckt man Spuren des immer mehr sich verbreitenden Mysticismus. Ein kleines Gegengift dafür war mir ein Buch von Cannabich, „Kritik neuer und alter Lehren des Christentums“¹⁾. Es wird darin bewiesen, daß die Lehre von den Mysterien später hinzukam. Mich selbst spornte der heilige Eifer, einen Aufsatz über Christentum und Mysticismus zu schreiben. Die größere Hälfte liegt bereits fertig vor mir da. Sie widerlegt die göttlich unmittelbare Offenbarung des Christianismus und unterwirft ihn einer

¹⁾ „Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche“, Zerbst 1799 und öfter.

strengen Prüfung. An meinem „Ddoafar“ arbeite ich noch nicht regelmäßig, das ist der Reihe nach; doch entstehen von Zeit zu Zeit einzelne Strophen.

30. März 1818. Ansbach.

Gruber gab mir Nachricht. Er mietete bereits ein Quartier für mich. Auch er hoffe noch, die Kollegien besuchen zu dürfen, wenn ihm ganze Gage bewilligt wird. Er verdiene so sehr diese Begünstigung; aber ich zweifle, ob er sie erhalten wird. Von Lodron¹⁾ erhielt ich einen recht freundschaftlichen Brief. Er sucht auch, noch eine hohe Schule zu besuchen, um, wenn es möglich ist, in Staatsdienste zu treten. Meine Tante in Hannover machte mir ein Geschenk von zehn Louisdor, die heute ankamen. Meine Mutter schenkte mir das Konversationslexikon, ein äußerst brauchbares Buch in zehn Bänden²⁾, und Du Patys „Lettres sur l'Italie“³⁾. Ich trenne mich gerade nicht gern von hier. Ich nährte sogar noch eine gewisse Hoffnung. Bei General Werneck⁴⁾, der hier etabliert ist, ward ich sehr gut aufgenommen. Er stellte mich dem ehemaligen Präsidenten, seinem Bruder, vor, und dieser versprach mir Empfehlungen nach Würzburg. Gruber konnte den Helden meines Gedichts nicht erraten. Er meinte Ulrichen von Hutten. Leider entdecke ich täglich mehr Schwierigkeiten bei der Bearbeitung des „Ddoafar“. Auch wird mir in Würzburg äußerst wenige Zeit bleiben.

2. April 1818. Ansbach.

An Lüder schrieb ich von meiner Reise und besonders von dem neuen Aufsatz, den ich gemacht habe, und den ich nach München schicken werde. Morgen reise ich ab mit dem ältesten Sohn des Herrn von Freyberg, Benedikt, der auch in Würzburg studiert. Ich freue mich, meine neue Bestimmung anzutreten, und hoffe nun, meiner Ausbildung mich von ganzer Seele weihen zu können. Im Dichtenberg las ich heute, daß ein großes Gedicht durch eine einzige schöne Situation könne erhoben werden, daß es aber eine Höllepein sei, den guten Erfolg bloß durch die einzelnen Einfälle begründen zu wollen⁵⁾. Ich merke mir das

¹⁾ Siehe Band I, S. 738.

²⁾ War in 4. Auflage soeben erschienen, nachdem es sechsbändig zuerst 1796 bis 1811 (Leipzig) herausgegeben worden.

³⁾ 1785 und öfter.

⁴⁾ Siehe Band I, S. 8, Anmerkung ³⁾ und S. 378.

⁵⁾ G. Chr. Dichtenbergs „Vermischte Schriften“, Göttingen 1800. 1. Band, S. 305.

für meinen „Odoakar“, obgleich ich schon immer fühlte, daß das schöne Detail nicht hinreichte, ein episches Gedicht zu vollenden.

Mit meinem Universitätsleben werde ich mein siebzehntes Buch anfangen und schließe hier das jetzige. Ich war diese Zeit her so eifrig nicht, als ich sein könnte, und als ich gewöhnlich bin. Die alten Sprachen wurden ein wenig hintangesezt, besonders die griechische. Ich war zu voll von Plänen und Ideen. Im Portugiesischen machte ich bedeutende Fortschritte, das Spanische vernachlässigte ich fast ganz und gar; doch ist dies vielleicht nur von geringem Einflusse, wenn die verwandte Nachbarsprache kultiviert wird. — Wenn mein „Odoakar“ gelingt (wie vieles muß noch geschehen, um ihn gelingen zu machen!), so ist die Zeit mir lieb, in der er begonnen worden. Neue Bekanntschaften von Einfluß machte ich keine; es sei denn die des Doktor Müller und des Präsidenten Berneck.

Reise.

Am 3. April morgens fuhr ich mit meinem Reisegefährten von Ansbach ab, wo ich mit Rührung von meinen Eltern Abschied genommen hatte. Das Wetter war windig, die Wege zwar trocken, doch schlecht. Bei Markt Bürgel sahen wir die Quellen des roten Mains. Das ganze Land ist ortreich, aber fast ohne Abwechslung im Anschauen. Uffenheim, wo wir zu Mittag aßen, ist ein häßliches Städtchen. Schöner sind Ochsenfurt und Sommershausen. Bei ersterer Stadt sahen wir zuerst den Main, der ganz von seinen Rebenhügeln umfassen wird. Das Klima wird augenscheinlich milder. Endlich, gegen Abend, stand Würzburg vor uns. Die Festung Marienberg liegt jenseits des Mains auf der Höhe; auf der Seite gegen der Stadt zu schlingen sich die Neben des Reistensweins herunter.

Ich stieg bei Freybergs Hausleuten ab, um dann Gruber aufzusuchen. Ich mußte lange in der fremden Stadt umherlaufen; man schickte mich von einem Ort zum andern. Zulezt traf ich ihn im Theater. Er führte mich in mein Quartier in der Hirschapotheke auf der Domgasse (eine der schönsten und lebhaftesten Straßen Würzburgs); aber der vorige Mietsmann war noch nicht ausgezogen. Ich brachte die Nacht in Grubers Wohnung zu, die am Main liegt. Folgenden Morgen zeigte er mir die Stadt, das schöne, im Geschmack von Versailles erbaute Schloß, das schönste, wie man sagt, in Deutschland, und den Hofgarten; zwar auch französisch, doch hat er eben deshalb viel Einladendes und Imposantes.